

Heimatfibel: Der lange Schatten der Provinz¹

Zum amüsanten und in Österreich so ungewöhnlichen Streit zwischen „hungrigen jungen Wölfen“ (Hanisch über seine Kritiker) und „Großprofessor“ (Hanisch über Hanisch)² möchten wir einen Beitrag leisten, vielleicht als „Rotkäppchen“, um im Grimm-Bettelheim-Zipesschen Bild zu bleiben. Zuerst ein Wort zur fundamentalen Kritik der Kritiker an einer „Großgeschichte“, die man heute nicht mehr schreiben könne: Man kann, wenn man kann. Hobsbawm kann, Hanisch kann nicht. Wer es heute schafft, eine Menge Material zu erfassen, durchzudenken, eine Essenz zu destillieren und einen sei es politischen oder radikal subjektiven Standpunkt zu beziehen, dem kann auch im deutschen Sprachraum eine originelle und populäre Geschichte des 20. Jahrhunderts gelingen.

Allerdings gehört dazu mehr, als – wie Hanisch seine Methode beschreibt – in stetem Perspektivenwechsel zu montieren: „auf der einen Seite die harten Zahlen, dann ein Schnitt, auf der anderen Seite folgen Aussagen der Betroffenen aus den autobiographischen oder ähnlichen Quellen.“³ Ein allzu einfaches Strickmuster. Die intellektuellen Leistungen erschöpfen sich oft in vom Autor

als „Interpretation“ bezeichneten banalen Feststellungen wie derjenigen, ein Dorf sei zum einen ein anheimelnder Ort (für die angepaßten Bewohner), zum anderen ein unheimlicher (für die Außenseiter).

Vor allem aber – und darauf bezieht sich unsere Kritik – verkündet Ernst Hanisch, ein Buch geschrieben zu haben, das sich im Gegensatz zu den von ihm als apologetisch beziehungsweise akkustatorisch bezeichneten Sichtweisen der Geschichte einer kritischen Sicht bediene, die sich moralischer Urteile enthalte.

In Wirklichkeit trifft seine Geschichte Österreichs von Moral. Und von welcher! Topologisch scheint sie an einen Blick von draußen gebunden zu sein, auf eine ferne Metropole, aus der Perspektive des Dorfes – besonders, wie noch im Detail zu zeigen sein wird, wenn es um Frauen, Kunst und Juden geht. Und da die Welt nun einmal, besonders in „den Alpenländern“, aus vielen Dörfern besteht, hat sein Buch Erfolg. Für uns ist es eine Provokation: als Frau, als Jüdin, als Wiener, als Österreicher, als interessierte Leser.

Problematisch erscheint uns, daß Hanischs Gesellschaftsgeschichte sich im wesentlichen auf das Land in seinen heutigen Grenzen reduziert. Im Unterschied zu

einem frühen Nationalstaat – wie etwa Frankreich – ist die Geschichte Österreichs maßgeblich durch die so unterschiedlichen geographischen Ausdehnungen dieses Staates geprägt. Wien, Budapest, Prag und Czernowitz steuerten nun einmal einzeln mehr zu europäischer Wissenschaft und Kultur bei als die Alpenländer zusammengenommen. Aussagen über den Adel, die Industrialisierung, das jüdische Bürgertum und die geistigen Strömungen der Zeit zwischen 1890 und 1990 bleiben aufgrund der gewählten territorialen Begrenzung oft unvermittelt. Absurd wird es, wenn nur ins Bild kommt, wer Cisleithanien betritt, nicht aber, wer es – wie Emigranten oder Soldaten – verlassen hat.

Die engen Grenzen, die Sprache und der Blick auf die Welt aus der Perspektive von Salzburg und Umgebung vermitteln den ungelüfteten Eindruck, den das Buch hinterläßt. Dazu paßt, daß allen Ernstes Kardinal König als der „wohl größte Österreicher in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet wird, mit der betulichen Parenthese, „und dem Historiker sei erlaubt, einmal das Feld kühler Analyse zu verlassen“ (S. 31).

Aber nicht der Stil ist vorrangig zu kritisieren, sondern das, was er kongenial umsetzt: Die – zivilisiert und akademisch – auf der symbolischen Ebene wiederholte Rache des katholischen Landes an der Stadt und dem Herrschaftszentrum Wien und an den Juden. Gegen beide hat sich die Provinz immer schon aufgelehnt und letztlich gesiegt.

Lücken und Leugnungen

Die sich in Wien bündelnden geistigen Strömungen, die bereits Albert Fuchs beschrieb, werden nicht angemessen nachvollzogen: weder Zionismus (Theodor Herzl wird mit einem einzigen Satz auf Seite 16 erwähnt), weder Antisemitismus noch Psychoanalyse noch Austromarxismus noch das Rote Wien (Namen wie Breitner und Tandler fehlen). Es gibt keinen Versuch, die Gedanken der laut Friedrich Heer geschichtsmächtigsten Österreicher des Jahrhunderts, Sigmund Freud und Adolf Hitler, darzulegen. Stattdessen Anekdoten und feuilletonistisches Geplauder.

Erstaunlich ist ebenso, daß Wissenschaft, Forschung, die technologische Entwicklung und deren Verhältnis zur wirtschaftlichen Entwicklung der Periode von 1890 bis 1990 im Verständnis des Historikers Hanisch offensichtlich nicht Teil einer österreichischen Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts sind.

Über den Industriellen Karl Wittgenstein erfährt man wenig mehr, als daß er ein „getaufter Protestant jüdischer Herkunft“ und eine „wahre Abenteurernatur“ (S. 73) gewesen wäre. Der Physiker und Philosoph Ernst Mach, der einzige in Hanischs Werk genannte Naturwissenschaftler, wird im Kontext des *Wiener Kreises* bloß beiläufig erwähnt, und über Moritz Schlick erfährt der Leser, er wäre ein „unprofessoraler, weltmännischer Gentleman“ (S. 332) gewesen. Daß die Familie Kupelwieser, der Chemiker und Industrielle Auer von Welsbach, Ludwig Boltzmann oder etwa Erwin Schrödinger im Geschichtsverständnis dieses Historikers keinen Platz haben, mag man

chem aus der Zunft verzeihlich erscheinen. Und doch erfahren wir: „Die Erste Republik brachte noch neun Nobelpreisträger hervor“ (S. 328 f.). Als Physiker (W. R.) ist man einigermaßen perplex, wie dies der Ersten Republik gelang. Man hätte hoffen können, endlich auch in einem Überblickswerk die wissenschaftlichen und technischen Leistungen der Periode zwischen 1890 und 1990 in adäquater Weise dargestellt zu sehen.

Wenn sich die österreichische Geschichtsforschung – und Hanischs Buch ist wiederum ein Beleg dafür – bisher der Wissenschafts- und Technikgeschichte nur marginal angenommen hat, so spiegelt sich darin der gesamtgesellschaftliche Stellenwert, der Wissenschaft und Forschung – und hier sind einmal primär die Naturwissenschaften gemeint – in diesem Lande zugemessen wird. Wenn Hanisch in seiner Einleitung schreibt: „Besonders schwierige Probleme der Integration wirft die Dimension Kultur auf.“ (S. 12), so ist dies für ein Unterfangen, das zwischen Sozialgeschichte, Mentalitätsgeschichte und politischer Geschichte oszilliert, nachvollziehbar. Ärgerlich ist hingegen, daß das Problem einer Integration der Dimension Wissenschaft nicht einmal aufgeworfen wird. Ideologisch befindet sich Hanisch in fataler Übereinstimmung mit Politik und Gesellschaft. Denn wiederum ist es eine provinzielle Haltung, die die Gewichte verteilt.

Franz Joseph, dessen Leben nicht zuletzt durch den Balkankrieg erneut Interesse findet und über den soeben wieder eine neue Biographie in den USA erschien⁴, wird im Stil eines Bauernkalenders dargestellt: „Um den Kaiser stand die große kaiserliche Familie, das Erzhaus,

mit seiner strengen Hausordnung, deren prominentestes Opfer (...) der Thronfolger selbst wurde. Um die Dynastie war der Hofstaat gelagert (...). Eine eigene, eigentümliche Welt, weit entfernt von den Realitäten des Lebens, unterworfen dem starren spanischen Zeremoniell, steif, ungemütlich, höchst langweilig, doch regiert von Ehrgeiz und Prestige.“ (S. 214) Hanisch war anscheinend dabei, als Floh im berühmten Backenbart.

Schicksalhaft bricht der Erste Weltkrieg über das Volk herein. Der Krieg wird (wo bleibt die Gesellschaftsgeschichte?) an der Person von Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf festgemacht („1914 hatte er dann seinen Krieg“, S. 221), vom Thronfolgemord in Sarajewo erfährt man erst am Schluß des ganzen Kapitels (S. 234), von den Machtverhältnissen in Europa gar nichts, auch nichts von den eigentlichen Ursachen des Krieges. Die Auseinandersetzung mit dem Fortwirken des rassistischen Hasses auf die Serben im Zweiten Weltkrieg (wieder waren gerade Österreicher am Balkan aktiv) und auf die österreichische Jugoslawienpolitik bis zu Alois Mock fehlt ebenso. Wie spannend wäre ein die politische Geschichte in der Gesellschaftsgeschichte reflektierender Bogen gewesen, der die brutalisierende Wirkung des Ersten Weltkriegs auf die Menschen gezeigt hätte, zur Entstehung der Freikorps (mit ihrer Bedeutung für Adolf Hitler) weitergegangen wäre und die Entwicklung der Kriegs- und Kommunikationstechnik sowie die Entstehung des Pazifismus mit seinen zum Teil verheerenden Auswirkungen auf die Verteidigungsbereitschaft der Alliierten gegen Hitler-Deutschland einbezogen hätte. Das Buch hingegen ver-

harrt in der Nabelschau. Die Welt bleibt draußen.

Bei vielem, was Hanisch schreibt, bleibt man emotionell nicht unberührt. Ein muffiger und dörflicher Katholizismus durchzieht die vielen Seiten. Die reichen Assoziationen, die das Buch evoziert, verdanken sich vor allem der Verwendung unpassender Epitheta und die Begriffe, die herangezogen werden, einer Ministrantenperspektive („sakraler Enthusiasmus“, „Hochtheologie“, „sozialdemokratische Predigt“, S. 81 ff.).

Dazwischen immer wieder bildungsbürgerliche Sichtweisen: „Die Arbeiterbewegung hatte zwar den Arbeitern mehr Freizeit erkämpft (...)“ (S. 84). In meiner Familie (W. R.), in der der Großvater im Salzkammergut die Sozialdemokratie mitbegründete und der Vater eines Wiener Onkels am Gründungsparteitag in Hainfeld teilnahm, wurde es anders erzählt: Der Kampf um den Achtstundentag war der Kern des Kampfes vor allem jenes Teils der Arbeiterbewegung, der aus der Genossenschaftsbewegung kam; es war der Kampf gegen Ausbeutung und um mehr Macht. Die Freizeit, die Hanisch anspricht, war nicht das primäre. Und wenn's dialektisch gemeint ist, so ist's Küchendialektik. Und was meint Hanisch, wenn er zunächst schreibt, „Kein Milieu ohne eine eigentümliche Kultur.“ (S. 82), um später fortzusetzen: „Schließlich gehörte auch die enorme Trinkfähigkeit zu dieser spezifisch ‚wilden‘ Arbeitskulturbildung“ (S. 83). Hier ist zu hoffen, daß der Historiker sich eng an die Quellen gehalten hat. Ausgewiesen sind sie nicht. Vielleicht liegen sie im Archiv des *Arbeiter-Abstinenzbundes*.

Mythen und Ressentiments

Das Buch spiegelt – abgesehen von der politisch korrekten Darstellung von „Anschluß“ und Mitbeteiligung der Österreicher am Nationalsozialismus – einen seit etwa 25 Jahren veralteten Bewußtseinsstand. Da Hanischs Buch jedoch politisch korrekt ist, wenn es um den Nationalsozialismus geht, scheint ein kritischer Teil der Leserschaft beruhigt zu sein und für so manche Grob- und Feinheiten des Werkes blind zu bleiben. Es ist jedoch nicht nur altmodisch, sondern voll von unreflektierten Vorurteilen. Ressentiments gegen Frauen, Juden und Reiche bestimmen den Ton des Buches.

Wie selten Frauen vorkommen und wenn, dann ausschließlich in männlicher Perspektive, hat Ulrike Döcker⁵ bereits gezeigt. Frauen werden meist als Sexualobjekte dargestellt, jedenfalls sind sie, wie die von einem Pferd bedrängte Adelheid Popp oder die sich ihren Nobelpreis erschlappende Bertha von Suttner, über den Körper definiert. In dem Satz über von Suttner vernetzen sich diverse Abneigungen des kleinen Mannes: „Suttner, liberal, antiklerikal, philosemitisch orientiert, umwehte ein vornehmes Air; sie scheute weder Intrigen noch Schmolten, bis sie 1905 endlich den Friedensnobelpreis erhielt.“ (S. 221) Hier werden Einzelbilder aufgefädelt, die eine innere Logik vermitteln wollen. In Wirklichkeit war der Nobelpreis natürlich keine Konsequenz aus dem vornehmen Lüfterl, das Bertha von Suttner angeblich umwehte. Da im Absatz davor ihr Buch *Die Waffen nieder!* bereits als ein „etwas verquältes, sentimentales“ (S. 220) abqualifiziert wird (was drinnen steht,

wird uns nicht mitgeteilt), ergibt sich ein wirres, emotional aufgeladenes Gesamtbild: Nicht aufgrund ihrer Leistung – wird evokiert –, sondern weil sie sich in einer wohlhabenden kosmopolitischen Welt bewegte, kam Suttner zu dieser Auszeichnung. Im Subtext steht das arme Volk, das es trotz redlicher Arbeit nie zu etwas bringt.

Frauen werden immer wieder mit sexuellen Phantasien (in der klassischen Dichotomie Mutter und Hure) verbunden: „Die blonde Kontoristin, physisch attraktiv, ließ sich ihre Träume vom Kino ausfüllen“ (S. 325 f.). Sogar im Abschnitt über die „NS-Mobilisierung der Frauen“ (vgl. S. 360 f.) geht es nur um Mütter und Huren (das sind hier BDM-Mädchen). Aktive Frauen, etwa Nazissinnen in hohen Rängen oder KZ-Wärterinnen, fehlen ebenso wie Frauen im Widerstand.

Ihr Ventil finden die Phantasmen des Autors in seiner Identifizierung mit bestimmten Künstlern, auch wenn er schnell wieder aus der Peep-Show flüchtet und moralische Grenzen zieht. „Klimt war ein Besessener, ein vom Frauenleib Besessener, unentwegt, nie müde werdend, umkreiste er ihn.“ (S. 257) Man beachte: Auch hier war unser nimmermüder Historiker sichtlich Zeuge. Erschöpft sinkt er endlich wieder in den Schoß der einzigen Frau, die er gleich einer Ikone zärtlich küßt: der Bäuerin.

Wie Frauen meist in Zitaten von Männern, werden Juden wiederholt aus dem Blickwinkel von Antisemiten gezeigt. Ganz besonders eklatant auf Seite 242, wo es um das Anwachsen der Anzahl der Studenten und um die verbesserten Aufstiegschancen durch Bildung geht, die besonders von Juden genutzt wurden. Dazu

eine Zeile Hanisch: „Der innovative Kern des Wiener Bildungsbürgertums rekurrierte (sic!) sich aus dem Judentum“. Und gleich darauf vier Zeilen vom Doktor Lueger: „...wohin man geht, nichts als Juden, geht man ins Theater, nichts als Juden, geht man auf die Ringstraße, nichts als Juden (...) geht man in das Concert, nichts als Juden, geht man auf den Ball, nichts als Juden, geht man auf die Universität, wieder nichts als Juden...“. Auch ein Nicht-Wiener, der sich überdies für einen sensiblen Sprachkenner hält („Ich habe mich mein ganzes Leben mit Literatur beschäftigt; ich kann mir ein Leben ohne Literatur nicht vorstellen.“ S. 13), weiß, daß die Diktion „nichts als“ im Wienerischen pejorativ ist. Auch wenn ihm dies nicht aufgefallen sein mag, kennt Hanisch den antisemitischen Kontext, in dem das Zitat gesprochen wurde. Indem er es halbherzig übernimmt, behandelt er seine Quelle unkritisch und läßt den Aufstieg der Juden in schiefem Licht erscheinen. Lueger wird oft ausschließlich als positive Figur geschildert – nirgends wird die Weigerung des Kaisers erwähnt, den Begründer des politischen Antisemitismus als Bürgermeister zu bestätigen, nirgends die Bedeutung Luegers für Hitler. Alles Negative wird auf Schönerer abgewälzt, der „polarisierte“, während Lueger „integrierte“. Darüber hinaus wird im Subtext das diffuse Gefühl des modernen Antisemitismus angesprochen, daß Juden, seit sie keine sichtbaren Erkennungsmerkmale mehr haben, nicht mehr faßbar und dadurch noch gefährlicher wären.

Wollen wir noch weiter zitieren? „und selbst ein so honoriger Politiker wie der spätere Bundeskanzler Julius Raab, Baumeister aus St. Pölten und niederöster-

reichischer Heimwehrführer, schleuderte 1930 dem Austromarxisten Otto Bauer das unfehlbare Wort „Saujud!“ entgegen.“ (S. 104 f.) Ist es 1995 legitim, jemanden, der „Saujud“ schimpft, „honorig“ zu nennen; gibt es wieder honorige Antisemiten? Und was heißt hier „unfehlbar“? Oder andersherum: warum ist es Hanisch ein Anliegen, Raabs Ehre zu retten?

Immer wieder spiegelt der Text Resentiments der österreichischen Bevölkerung. Insofern ist dieses Geschichtswerk wahrlich eine Heimatfibel. Die Juden – irgendwie sind sie Hanisch unheimlich. Er setzt sich nicht mit ihnen auseinander, kommt aber auch nicht um sie herum. Schließlich ist in keinem anderen Land der Industrialisierungs- und Modernisierungsprozeß so stark von Juden vorangetrieben worden wie in Österreich. Dieser Sachverhalt kommt im Text viel zu kurz. Abgesehen von Rothschild und Wittgenstein werden keine jüdischen Unternehmer erwähnt (kein Sichrovsky, Wertheimstein, Todesco, Mandl etc.).

Im Kapitel *Die Monarchie. Organisierte Kapitalismus. Die Landwirtschaft* wird Karl Wittgenstein mit kritischen Aussagen über die Rückschrittlichkeit der Bauern zitiert (S. 188). Und Hanisch kommentiert: „In diesem Punkt jedenfalls waren sich der Großindustrielle Wittgenstein und der sozialdemokratische Theoretiker Otto Bauer einig. In solchen Aussagen schwang viel großstädtische, liberale bzw. sozialdemokratische Arroganz mit.“ (S. 188) Warum verbindet Hanisch Wittgenstein und Bauer (die Rückschrittlichkeit der Landwirtschaft/der Bauern zu erkennen, war ja keine exklusive Gedankenleistung der beiden)? Welche unbewußte Verbindung stellt sich bei ihm

ein, die ihn so aufregt, daß er sich zu derart disqualifizierenden Ausdrücken wie urbane „Arroganz“ hinreißen läßt? Was die beiden so unterschiedlichen Männer für Hanisch offensichtlich verbindet, ist ihre jüdische Herkunft. Daran knüpft er Klischees wie Modernität, Urbanität, Großbürgertum, Entfremdung (von der bäuerlichen Scholle).

Das Kapitel *Die Bourgeoisie: das Wirtschaftsbürgertum* beginnt auf Seite 70 mit der Charakterisierung des Unternehmers durch Joseph Schumpeter in dessen 1911 erschienenem Buch *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. Hanisch schreibt: „Der Unternehmer als Typus bedeute keine Klassenposition, aber er schaffe klassenmäßige Positionen für sich und die Seinen; er sei gewohnt, alleine voranzugehen, und bereit, Unsicherheit und Widerstände nicht als Gegenstände zu empfinden; oft ein Außenseiter und Emporkömmling, sei er traditionslos. Schumpeter als Jude (sic!) wußte, wovon er sprach, und er wußte, wo er es aussprach: in einem Land nämlich, wo der Typus des Unternehmers nicht besonders hoch geschätzt wurde, wo tatsächlich die Unternehmergestalten oft religiösen und ethnischen Minoritäten zugehörten oder aus dem Ausland kamen, wo die herrschende katholische Grundgesinnung dem Kapitalismus ganz allgemein, dem Kaufmann aber speziell mit Mißtrauen gegenüberstand, wo die alten Eliten, die Hocharistokratie zumal, die Machtpositionen noch fest in den Händen hielten, eine ausgeprägte Nähe zwischen Bürokratie und Wirtschaft vorherrschte und die überragende Mehrheit der Selbständigen von den kleinen Gewerbetreibenden gestellt wurde.“

Abgesehen von der Tatsache, daß die Schumpeters in dem kleinen tschechischen Städtchen Triesch zu den ganz wenigen christlichen Familien der dortigen deutschsprachigen Minderheit gehörten,⁶ fragen wir uns bei solchen Erklärungen, erstens, welchen ethnischen und religiösen Minderheiten die österreichischen Unternehmer angehörten; zweitens, warum der Unternehmertypus tendenziell negativ dargestellt wird, und drittens, warum die katholische Grundgesinnung in Österreich dem Kapitalismus feindselig gegenüberstand und nicht etwa auch in Italien oder anderen katholischen Ländern. Hanisch analysiert nicht etwa die Trägheit und Rückständigkeit, die der Industrialisierung entgegenstand, seine Sympathien liegen vielmehr bei den Bauern, Zünftlern etc. Seltsamerweise interessiert ihn, obwohl doch Modernisierung eines seiner „Leitmotive“ ist, die erste, durchaus österreichisch-jüdische Modernisierungswelle nicht, während er den Modernisierungsschub durch den Nationalsozialismus übertreibt. Daher erfährt man auch nicht, wie und mit wem ein Industrieller wie Karl Wittgenstein das österreichische Eisenkartell aufbaute (S. 73f.), sondern es wird mit einigen Strichen eine Karikatur des brutalen Unternehmers gezeichnet, wozu Hanisch wahllos gemischt Auszüge aus Wittgensteins Schriften über Amerika und sozialdemokratisch-antikapitalistische Propagandaschriften zusammenfügt.

Ganz ähnlich im Kapitel *Die Monarchie. Organisierter Kapitalismus. Handel, Verkehr, Dienstleistungen*: „Im tertiären Sektor, hoch besetzt in Österreich, mischen sich traditionelle mit modernen Formen und Lebenswelten: (...) ein weitver-

breiteter Hausierhandel (häufig ‚Landjuden‘) neben strahlenden Warenhäusern.“ (S. 194) Hier hätte Hanisch vielleicht in Klammern schreiben sollen „Stadtjuden“. Denn auch die Gründer der großen Kaufhäuser waren Juden. Indem Hanisch gerade den Anteil der Juden im Detailhandel betont (und nicht in Industrie und Kultur) arbeitet er – wohl unbewußt – mit den spezifischen antisemitischen Ressentiments der Landbevölkerung einerseits, die mit Juden vor allem über Ratenhändler in Kontakt kam, und der Gewerbetreibenden andererseits, die von der jüdischen Konkurrenz bedroht waren. „Doch die Juden brachten für den tertiären Sektor einfach bessere Voraussetzungen mit. Das lag zum Teil an ihrem Minoritätsstatus, der sie zwang, durch *rastlose* (Hervorhebung der Autoren) Tätigkeit ihr Überleben zu sichern – der jüdische Kaufmann Sigmund Mayer beschrieb den Ghettojuden in seiner innerweltlichen Askese, ‚die völlige Gefangennahme des Seins und Denkens durch den Erwerb‘, Geschäft und Synagoge waren die Zentren des Lebens.“ (S. 195) Von einem Historiker sollte man doch qualifiziertere Erklärungen erwarten als die, Minoritäten (welche noch?) hätten, aus den Ghettos entlassen – ein Halbsatz aus Sigmund Mayers wunderbarer Beschreibung jüdischen Gewerbelebens wird flugs herausgerissen –, durch „rastlose“ Tätigkeit ihr Überleben sichern müssen. Die hier mit einem geradezu klassischen antisemitischen Stereotyp versehenen „rastlosen“ Juden gründeten eine Menge Fabriken und ließen sich äußerst stabile Häuser bauen, die zum Teil auch den Zusammenbruch der Monarchie überstanden haben und weitergeführt wurden, bis man ihre

Besitzer vertrieb. Seit der Erlaubnis, sich in Cisleithanien frei anzusiedeln, zwischen 1867 (auch ein Datum, das in diesem Zusammenhang nicht vorkommt) und 1938, waren diese Juden ziemlich seßhaft. Ist es der Geist Luegers und seiner Klientel, der aus Hanischs Zeilen spricht? Weht hier der Wind der Vorlesungen Adam Wandruszka's?

Lesen wir weiter, so finden wir auf Seite 333: „Am Vorabend des Holocaust formulierte der skeptisch-weise alte Jude in Wien (...)“. Die Rede ist von Sigmund Freud, und in Hanischs Assoziationskosmos stellt sich offensichtlich für das Jahr 1930 (!) die Verbindung Freud-Jude-Holocaust her. Was soll uns die Metapher „Vorabend“ signalisieren, und denkt Hanisch beim Wort Holocaust an ein Opferfest? *Erev Pessach* bezeichnet den Vorabend des jüdischen Passah-Festes. Die Bezeichnung „Vorabend des Holocaust“ ist der Gedankenwelt Ernst Hanischs vorbehalten.

Auch an anderen Stellen verrät die Wortwahl des Textes die Sympathien des Autors: Warum „wankte“ nach Ende des Zweiten Weltkriegs der „Elendzug von 100 000 Vertriebenen aus der Tschechoslowakei nach Niederösterreich“, während im nächsten Satz die Juden vor den „Pogromen in Osteuropa flohen und (...) über Österreich heimlich nach Palästina oder in andere Länder emigrieren wollten“? (S. 418 f.) Auch den beiden Lektorinnen fiel nicht auf, daß es zwar eine „illegale“ Einwanderung nach Palästina gab, man sich aber auch als Jude nicht „heimlich“ in diverse Länder einschleichen konnte. Und außerdem flohen die Juden nicht allein vor den Pogromen in Osteuropa, sie flohen auch, weil ihre Heimat zu einem

großen Friedhof geworden war; sie wollten weg aus Europa. Aber das alles las Ernst Hanisch in den von ihm als „bewegend“ bezeichneten Büchern *Primo Levis*.

„Im Wiener Resselpark, dem Symbol (warum Symbol und nicht Ort? Anm. der Autoren) des schwarzen Marktes, führen die schmierig-eleganten Schieber mit ihren Luxuslimousinen vor, während daneben der verzweifelte Rentner die Zigarettenstummel aufsammlte.“ (S. 409) Weiß Hanisch nicht spätestens seit der Waldheim-Affäre, daß man in Österreich nur von „Ostküsten-Presse“ schreiben muß, und jeder weiß, wer gemeint ist? Und warum zeigt er so viel Mitgefühl mit dem Rentner, der vielleicht ein Jahr davor noch Nazi gewesen war?

Die Crux der Hanischschen Darstellungsweise läßt sich vielleicht kurz so charakterisieren: Weiß man schon, wovon in diesem Band die Rede ist, so weiß man nach der Lektüre nicht sehr viel mehr, als man schon wußte; weiß man's nicht, steht man auch im Regen. Der Grad der Verstimmung fällt allerdings ein wenig höher aus, wenn man ein nicht völlig uninformatierter Leser ist. So bleiben im Text die Spannung und der Anspruch unbewältigt, zugleich für ein breites Publikum und die Fachkollegen zu schreiben.

Ernst Hanisch hat sich in seiner programmatischen Einleitung die Latte sehr hoch gelegt, und er weiß dies auch, wenn er mit Herwig Wolfram feststellt, den Historikern wäre nur vergönnt, die zweitbesten Arbeiten zu veröffentlichen, während die angeblich besten nie das Licht der Welt erblickten. Wir sind so unbescheiden, auf die (erst)beste Arbeit noch hoffen zu wollen.

Anmerkungen:

1 Dieser Beitrag nimmt abermals Bezug auf Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*, Wien 1994. Vgl. dazu die bisherige Debatte in der ÖZG: ÖZG-Redaktion, *Der lange Schatten der Historiographie oder: Barocke Aufklärung*, 6 (1995), 85–118; Ernst Hanisch, *Anklagesache: Österreichische Gesellschaftsgeschichte. Die Verteidigung des Ernst Hanisch*, 6 (1995), 457–466; Dieter Groh u. Martin Zürn, *Der lange Schatten der ‚Gesellschaftsgeschichte‘. Zur Problematik einer Konzeption*, 6 (1995), 569–596.

2 So die ironischen Etiketten bei Hanisch, *Anklagesache*, wie Anm. 1, 457.

3 Ernst Hanisch, *Überlegungen zu einer Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert: eine Replik*, in: Herwig Wolfram u. Walter Pohl, Hg., *Probleme der Geschichte Österreichs und ihrer Darstellung*, Wien 1991, 79–82, hier: 81.

4 Alan Palmer, *Twilight of the Habsburgs: The Life and Times of Emperor Francis Joseph*, Grove 1995.

5 ÖZG-Redaktion, *Schatten*, wie Anm. 1, 112 ff.

6 Vgl. Richard Swedberg, *Joseph A. Schumpeter. His Life and Work*, Cambridge u. Oxford 1991, 7.

Autorin und Autor:

Ruth Beckermann, geboren 1952 in Wien. 1977 Promotion zum Dr. phil. an der Universität Wien. Lehrbeauftragte, Autorin und Filmschaffende (u. a. *Die Papierene Brücke*). Buchveröffentlichungen: *Die Mazzesinsel. Juden in der Leopoldstadt 1918–1938*, Wien 1984; *Unzugehörig. Österreicher und Juden seit 1945*, Wien 1989; *Ohne Untertitel. Zur Geschichte des Kinos in Österreich* (Hg. gem. mit Christa Blümliger), erscheint Wien 1996. Arbeitet derzeit an dem Film *Land der Väter* über ehemalige Soldaten der Wehrmacht.

Wolfgang Reiter, geboren 1946 in Bad Ischl, lebt in Wien. Studium der Physik, Mathematik und Philosophie an der Universität Wien; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Radiumforschung und Kernphysik der Universität Wien und am Schweizerischen Institut für Nuklearforschung, Villigen; seit 1980 am Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst tätig. Lektor am Institut für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung der Universität Wien. Veröffentlichungen in diversen wissenschaftlichen Zeitschriften, sowie Buchbeiträge zu kernphysikalischen, wissenschaftssoziologischen und wissenschaftshistorischen Themen.